

da sie selten in einem Hause leer ausgehen, wird ihre Ausbeute in der Regel keine kleine.

Am Ostermontag Nachmittag spielt sich dann auf einem dazu geeigneten öffentlichen Platze vor einer großen Zuschauermenge die Sache wie folgt ab: Die Eier werden in gerader Linie und in Zwischenräumen von einem Schritt je eines auf eine Hand voll Spreu gelegt. Dies gibt dann bei der Menge der Eier eine beträchtlich lange Strecke. Die ausübenden Burschen sind gewöhnlich an Hut oder Kleidern mit bunten Bändern kenntlich gemacht. Jetzt spannen zwei Burschen ein großes Leintuch so aus, daß es nicht zu straff gespannt ist, sondern daß ein hineingeworfenes Ei darin liegen bleibt; damit stellen sie sich einige Schritte vom ersten Ei auf. Ein anderer nimmt nun das erste Ei und wirft es über ein benachbartes Dach hinaus und fängt an, die übrigen aufzulesen. Während er dies tut, muß ein weiterer Beteiligter in ein bestimmtes Nachbardorf eilen, um dort bei einem Bäcker einen bestellten Kaffeekranz oder bei einem Wirt eine offene Flasche Wein zu holen. Ankunft und Abgang muß er sich beim Bäcker oder Wirt bestätigen lassen. Nun geht er wieder im Lausfchritt der Heimat zu. Während seiner Abwesenheit hat der Eierleser jedes einzelne Ei aufgehoben und vom ersten Abstände aus im Bogen in das hingehaltene Tuch geworfen usw. Er muß also zu jedem weiteren Ei immer wieder zurückgehen, wodurch sein Weg immer mehr und mehr zunimmt. Das letzte Ei wirft er ebenfalls über ein Nachbarhaus. Bis dieses Geschäft vollendet ist, kommt auch schon der Schnelläufer unter allgemeinem Hallo mit dem Kranze oder dem Weine wieder zurück und das Spiel hat sein Ende erreicht, ohne daß ein weiteres Ei in die Brüche ging. Nun lassen sich die Veranstalter im Wirtshause einen großen „Eierdatsch“ (Rühreier) bereiten und verzehren ihn unter Jubel und Gesang.

Wie schade, daß in unserem Zeitalter diese anmutige Sitte mangels der Eier und ihres hohen Preises wegen unterbleiben muß.

Unsere Kunstbeilage.

Der beigelegte Steindruck (Rheintal) stammt vom Maler Karl Eyth (Hard). Er erscheint auch in größerem Formate, das Blatt zu K 15.—. (Handgefertigte Blätter zu K 50.—), im Verlage der „Heimat“.

Wir empfehlen unseren Lesern, dieses Blatt mit dem oberen Rande auf in der Farbe dazu passendem Karton aufzukleben und unter Belassung eines zwei Finger breiten Kartonrandes einzurahmen.

Sie werden sich dieses Zimmerschmuckes freuen.

Vom Bilderrahmen.

Von J. B. B.

Die Bedeutung des Bilderrahmens nicht nur für das Bild, welches er umschließen soll, sondern für den bewohnten Raum, ist eine nicht zu unterschätzende. Er drückt dem Ganzen seinen Stempel auf und ein einziger geschmackloser, ja ein schiefhängender Rahmen kann ein Zimmer verunstalten. Man darf bei der Auswahl eines Bil-

derrahmens vor allem nicht vergessen, welchen Zweck ein solcher hat. Er soll nicht selbständig wirken, sondern lediglich ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk von der übrigen Wandfläche los-trennen. Er muß also sowohl in Beziehung zum Bild, das er umrahmt, sowie zur Wand, auf der er aufruhrt, gebracht werden. In den meisten Fällen wird man nicht fehlgehen, wenn man einen prunkvollen Rahmen als Mißgriff bezeichnet. Ganz zu verwerfen sind die aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammenden Motivrahmen, welche in sich den Gegenstand des Bildes noch einmal wiederholen und unterstreichen wollen. In jener Zeit, deren Stil mit dem Sammelnamen „Jugendstil“ bezeichnet wird, liebt man es, beispielsweise bei einem Geestück auf dem Rahmen vergoldete Fischnetze, Muscheln und Angeln anzubringen. Derartige ist der Inbegriff der Geschmacklosigkeit, und zwar darf man hier die Behauptung ruhig als solche aufstellen, während man im übrigen ein Geschmacksurteil besser in den bescheidenen Grenzen der Subjektivität halten soll. Der Geschmack des Motivrahmens ist übrigens schon in früheren Jahrhunderten aufgetaucht, es gibt ähnliche Beispiele aus der Rokokozeit, die gleich unerfreulich wirken. Das Ideal eines Bilderrahmens finden wir in jener Epoche, wo das Bild von vornherein Wandbild war, unzertrennlich auf der Mauer stand und nun in diese eingelassen oder durch einen gemauerten Vorsprung von der übrigen Fläche getrennt wurde. Später hat die Renaissance edle Rahmenformen geschaffen, wobei sie sich an die Umrahmung der alten klassischen Wandgemälde anlehnte. Man brachte bereits ein Ornament auf die Rahmenleiste, ohne aufdringlich zu werden. Das geschah erst im Rokoko, wo man auch oft von den viereckigen Rahmenformen abwich und sich nicht einmal mit dem reinen Oval begnügte, sondern die unerwarteten Schlangenlinien verwertete. Die Empirezeit war dann für die Entwicklung der Rahmenleiste außerordentlich günstig. Die damals beliebten Motive des Akantus- und des Weinblattes ließen sich hervorragend stilisieren und lenkten durch ihre einfache Form den Blick auf das umrahmte Kunstwerk. Ueber diese Höhe ist man in der Rahmenkunst noch nicht hinausgelangt. Aus späterer Zeit sind lediglich die Versuche zu erwähnen, die beim Aufkommen der Photographie unternommen wurden. Etwas wirklich Gutes hat man jedoch nur in der besonders in Schwaben beliebten Form geschaffen, wo die Ecken des normalen viereckigen Rahmens leicht abgerundet wurden und die wulstartigen Leisten eine Perlenkante nach innen zu erhielten.

Die Farbe des Rahmens ist von erheblicher Bedeutung. Der wirklich vornehme Rahmen ist golden und zwar echt vergoldet, wenn man auch heute in der Technik des Bronzevergoldens so weit gekommen ist, daß man tatsächlich im imitierten Material wirklich schöne Arbeiten findet. Auch Gipsleisten gewinnen durch echte Vergoldung, können jedoch niemals den holzgeschnittenen Rahmen ersetzen. Man verwendet heute häufig gepreßte Rahmen aber nicht zum Vorteil des umschlossenen Bildes. Sie sind stets zu reich und überladen, so daß man eine prozige Wirkung erzielt, ohne das Zimmer dadurch zu heben. Für den gewöhnlichen bürgerlichen Wohnraum wird stets die einfache Fabrikleiste, am besten die hochgefehlte, ohne mehr Schmuck als eine Perlen- oder Stabreihe verwertet werden. Neben der goldenen Farbe kommt eigentlich nur noch die Naturholzfärbung in Frage. Für Delbilder empfiehlt sich meist nur Gold, aber für graphische Arbeiten, auch Photographie ist eine leichte ungepeizte Leiste am besten. In den dreißiger Jahren des neunzehn-

ten Jahrhunderts verwandte man eine braune Leiste mit schwarzen eingelegten Streifen, die ebenfalls schön ist. Aus früherer Zeit stammt auch die Verwendung schwarzen, flachen Rahmens, mit viereckigen Stücken, die auf die Ecken aufgeleimt wurden, auch dies ist ein Rahmen, der für graphische Blätter, insbesondere Kupferstiche sehr zu empfehlen ist, falls das Gold für eine Rahme zu aufdringlich wirkt, bleibt für Selbstbilder die Möglichkeit der schwarzen Leiste, die jedoch stark farbige Bilder oft bunt erscheinen läßt. Für ganz helle z. B. Mädchenzimmer, mag man auch eine weiße Leiste verwenden. Die Abstönung der verschiedenen Farben, rot-gold, altgold, gelb-gold, matt oder glänzend, schwarz mit einem roten oder grünen Ton, weiß mit gelbem oder rötlichem Schimmer, wird von Fall zu Fall zu wählen sein, hierüber lassen sich Regeln nicht aufstellen. Befolgt man jedoch den Grundsatz bei der Auswahl eines Rahmens das beste Material, die einfachste Form zu wählen, so wird man erreichen, daß er den Raum schmückt.

Woher ist unser Landeswappen?

Von Dr. A. Helbok (Bregenz).

Im November 1918 haben wir Vorarlberger ein einfaches Wappen angenommen. Unser Landtag hat nach Erklärung unserer Selbstständigkeit im Rahmen der österreichischen Republik das alte, in viele Abschnitte geteilte Wappen, das uns immer an die einst zahlreichen Teile, aus denen das Land zusammengefügt wurde, erinnerte, aufgegeben und ein neues gewählt. Das Richtige zu treffen konnte ihm nicht schwer fallen, denn das Wappen der alten Grafen von Montfort, die einst fast das ganze Land besaßen, war ohnehin in der Vorstellung aller das Landeswappen. Es ist die rote Fahne im weißen (silbernen) Felde, wonach ja auch unsere Landesfarben seit alter Zeit rot-weiß sind.

Woher haben nun aber die Montforter dieses Wappen?

Als die Grafen von Bregenz, die dem ältesten schwäbischen Adel entstammten und fast das ganze heutige Land im Besitze hatten, ausstarben, hinterließen sie als einzige Erbin Elisabeth, die Gemahlin des Pfalzgrafen Hugo II. von Tübingen.

Damit wurden die Tübinger ein mächtiges Geschlecht. Zu ihren alten Besitzungen im Nagoldgau kamen nunmehr weite Gebiete des schurischen Rätiums und das ganze Rheintal bis Bregenz hinab samt dem Alltal und außerdem das Gebiet von Lettnang, der Herrschaft Kellmünz samt deren Güte im Donau- und Illertale. Da außerdem aus den Händen des Oheims dieser Elisabeth, von welfischer Seite, ein reiches Erbe kam, so lag es nahe, diesen Besitz zu teilen.

Die Grafen von Tübingen führten als Wappen eine rote Fahne mit drei Lappen und drei Ringen auf goldenem Felde.

Als sich die Familie dann teilte, nahmen die einzelnen Zweige auch das Wappen mit, nur änderte man die Farbenzusammenstellung. Die erste Abzweigung der Tübinger erhielt den vorarlbergischen Besitz und nannte sich bald nach einer bei Traxen gelegenen Burg namens Montfort. Als Wappen erhielten sie die rote Tübinger Fahne in silbernem Felde. Die späteren Abzweigungen erhielten andere Farben: die Werdenberg-Heiligenberger bekamen die schwarze Fahne im weißen (silbernen) Felde, die Werdenberg-Sarganser die weiße Fahne im roten Felde.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Heimat - Vorarlberger Monatshefte -
Heimatkundliche Mitteilungen des Vorarlberger Landesmuseums und
der Heimatmuseen](#)

Jahr/Year: 1920

Band/Volume: [1](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Vom Bilderrahmen 55-57](#)